

Auftaktveranstaltung zum
„Stadtlabor: Migration bewegt Göttingen“

am 26.04. 2019

Vortragsmanuskript
von Dr. Henrik Lebuhn, HU Berlin



www.stadtlabor-migration.uni-goettingen.de

Eine Initiative von:



Gefördert im Niedersächsischen Vorab der Volkswagenstiftung



Stadt und Migration. Ein Forschungsfeld in Bewegung

Einleitung

Zunächst einmal herzlichen Dank an Sabine Hess, Jelka Günther und die Kollegen und Kolleginnen vom Centre for Global Migration Studies für die Einladung. Ich freue mich sehr auf das heutige Programm und die gemeinsamen Diskussionen. Für den Auftakt habe ich einen kurzen Vortrag mitgebracht. Die Aufgabenstellung, die Sabine Hess und Jelka Günther mir vorab gegeben hatten, ist allerdings ziemlich ambitioniert: Die Bitte war, die aktuellen Entwicklungen auf dem Forschungsfeld „Stadt und Migration“ zu skizzieren. Und damit könnten wir natürlich leicht einen ganzen Nachmittag füllen. Was ich mir daher vorgenommen habe, ist, im Folgenden nicht allzu sehr ins Detail zu gehen, und ein Stück weit auch auf die eigentlich erforderliche wissenschaftliche Tiefe zu verzichten. Stattdessen werde ich mich daran versuchen, große Entwicklungen zuzuspitzen, manchmal auch etwas zu überspitzen, um dann die jüngeren Entwicklungen auf dem Feld pointiert herauszuarbeiten. Ich hoffe, dass damit Anknüpfungspunkte gelegt werden für die folgenden Präsentationen und Diskussionen; und dass wir die Aspekte, die in meinem Input fehlen oder zu kurz kommen, dann gemeinsam zusammentragen können.

Von den Anfängen der Stadt- und Migrationsforschung

Die Debatten an der Schnittstelle zwischen Stadt- und Migrationsforschung haben ihren Ursprung in der sogenannten Chicago School der 1910er, 20er und 30er Jahre. Im Zuge der massiven Urbanisierungs- und Industrialisierungsprozesse des ausgehenden 19. Jahrhunderts war Chicago zu einem Magneten für Hunderttausende von Migrant*innen aus dem US-amerikanischen Hinterland, aber vor allem auch aus Europa geworden. Insofern überrascht es kaum, dass sich hier auch die erste „soziologische Schule“ gründete, die sich systematisch mit dem Themenfeld „Stadt und Migration“ beschäftigte und die Chicago als eine Art Forschungslabor verstand.

Allerdings arbeitete die Chicago School lange nicht so geschlossen, wie das griffige Label der „Schule“ es suggeriert: Zu Recht ist die Chicago School für ihre problematischen Bezüge auf naturwissenschaftliche Debatten kritisiert worden. Wobei das übrigens nicht untypisch für die frühe Soziologie des 19. Jahrhunderts ist. In den Texten der Chicago School betrifft dies z.B. die Vorstellung eines quasi natürlichen Wettbewerbs zwischen unterschiedlichen Gruppen um Raum und Ressourcen in der Stadt, worin ein direkter Bezug auf die Biologie und vor allem auf Darwins Evolutionstheorie liegt. Politik als gestaltende Kraft in der Stadt ist in den Arbeiten der Chicago School oftmals merkwürdig abwesend. Andererseits finden wir in den Schriften der Chicago School einen bis heute ausgesprochen produktiven Bezug auf Soziologen wie Georg Simmel. Dieser hatte um die Jahrhundertwende herum einen genauen Blick auf den städtischen Alltag und vor allem die Interaktionen im öffentlichen Raum geworfen (Simmel, 1903). Er hatte sich gefragt, wie sich Subjektivitäten und Beziehungen in einer durch Tausch und Geld vermittelten modernen Stadtgesellschaft verändern und wie Vielfalt und Differenz in der modernen Großstadt verhandelt werden.

Noch eine Fußnote zur Aktualität der Chicago School: Interessanterweise wird in den programmatischen Schriften aus den 1920er und 30er Jahren – trotz des für diese Zeit typischen Großstadt- und Modernisierungspessimismus – geradezu beiläufig festgestellt, dass Urbanisierung ohne Migration gar nicht möglich sei, so etwa in „Urbanism as a Way of Life“ von Louis Wirth (Wirth, 1938). Für Soziologen wie Louis Wirth oder auch Robert Park waren das tatsächlich zwei Seiten der gleichen Medaille.

Was damals offenbar als selbstverständlich galt, ist heute je nach politischem Lager entweder Avantgarde oder Provokation.

Vier Hauptannahmen einer irreführenden Debatte

Ich möchte hier nicht weiter auf die Chicago School eingehen. Aber es ist wichtig zu verstehen, dass diese bis heute die Debatten an der Schnittstelle zwischen Stadt- und Migrationsforschung maßgeblich prägt – im Guten wie im Schlechten. Insbesondere lassen sich vier Annahmen identifizieren, die sich durch die unterschiedlichen wissenschaftlichen Konjunkturen des 20. Jahrhunderts hindurchziehen:

Erstens wird oft angenommen, dass Migration ein linearer Prozess sei. In diesem bewegen sich Menschen von einem Heimatland A in ein Gastland B. Im Vordergrund steht dabei die internationale Migration zwischen Staaten. Mobilität erscheint eher als Ausnahme und Sesshaftigkeit an einem Ort als Normalität. Nina Glick-Schiller und Andreas Wimmer haben das treffend als methodologischen Nationalismus bezeichnet (Glick-Schiller & Wimmer, 2002).

Zweitens wird angenommen, dass Migrant*innen in diesem Prozess als Mitglieder einer relativ homogenen und meist als „ethnisch“ konzipierten Gruppe im Gast- oder Aufnahmeland auf eine anders geartete, aber ebenfalls als stabil und kohärent angenommene Aufnahmegesellschaft stoßen. Das ist z.B. eine wichtige Annahme in der deutschsprachigen Integrationsdebatte. Wir werden gleich darauf zurückkommen.

Drittens wird angenommen, dass sich dann ein mehr oder weniger gelungener Integrationsprozess vollzieht. Meist wird das eher als Integrationsleistung – wenn nicht sogar als Bringschuld – der Migrant*innen gedacht; vor allem in dem eng an der Rational Choice Theorie orientierten Integrationsmodell wie man es z.B. bei Hartmut Esser findet (Esser, 2001). Die Migrant*innen werden über mehrere Generationen hinweg zu einem Teil der Aufnahmegesellschaft, so die Idee, die sich wiederum selbst kaum zu verändern scheint. Je nach theoretischem Ansatz stehen dabei unterschiedliche Aspekte im Vordergrund, aber tatsächlich sind sich viele Theorien in dieser Hinsicht durchaus ähnlich.

Viertens spielt in dieser Debatte neben der sozialen auch die räumliche Dimension eine wichtige Rolle. Stichwort: Segregation – also die räumliche Dimension sozialer Ungleichheit. Schon die Chicago School hatte sich intensiv mit der Frage von Segregationsprozessen und Mobilität in der Stadt auseinandergesetzt. Bis heute dominiert die Vorstellung, Segregation erschwere die Integration von Migrant*innen und sozialräumliche Interventionen müssten auf die Herstellung einer „gesunden Mischung“ abstellen. Dahinter stehen vor allem zwei Vorstellungen: Zum einen die Vorstellung, dass die soziale Mischung in der Nachbarschaft eine Bedingung dafür sei, dass Netzwerke geknüpft werden, die für die Entstehung von sozialem Kapital wichtig sind. Also z.B. für die Frage: Woher bekomme ich als Migrant*in wichtige Informationen, wo ich eine Arbeit finde? Zum anderen steht dahinter die Vorstellung, dass einheimische Mittelschichtsfamilien eine Art Rollenvorbild darstellten, an denen sich Migrant*innen im Integrationsprozess bewusst oder unbewusst orientieren. Auch aus diesem Grund sollen Migrant*innen nicht in bestimmten Quartieren unter sich bleiben, so der dominante Diskurs.

Empirische Befunde und theoretische Korrektive aus der aktuellen Forschung

Das alles mag uns intuitiv erst einmal mehr oder weniger plausibel erscheinen. Aber diese Annahmen sind in den vergangenen Jahren – empirisch und theoretisch – erheblich erschüttert worden. Ich gehe die einzelnen Punkte noch einmal durch:

Erstens wissen wir heute, dass Migrationsbewegungen selten linear verlaufen. Migrationsbiographien können über längere Zeiträume hinweg viele Stationen haben. Gerade im Bereich der Arbeitsmigration kommt es oft zu Formen von Pendelmigration und zirkulären Migrationsbewegungen. Dabei wird die Verbindung zum Heimatort – oder den Heimatorten – nicht unbedingt aufgegeben. Zumindest in der ersten Generation bleiben unterschiedliche Orte, Lebensrealitäten, individuelle und kollektive Bezüge gleichzeitig erhalten und werden parallel gepflegt. Warum auch nicht? Die rasante Entwicklung der Mobilitäts- und Kommunikationsmittel hat hier ganz neue Möglichkeiten geschaffen, viele Welten und viele Bezüge miteinander zu vereinbaren, anstatt eine Entscheidung zwischen Ort A und Ort B treffen zu müssen. Im Vergleich zur Transnationalismus-Debatte, die sich prominent mit diesen Dynamiken beschäftigt, wird in der Stadtforschung noch stärker auf die konkreten Bedingungen und Bedeutungen von Orten für solche Mehrfachbezüge geachtet, bis hinunter auf die Ebene kleinteiliger Nachbarschaften. Translokalismus wäre dafür wohl der passende Begriff. Zweitens argumentieren sozialkonstruktivistische Ansätze, wie wir sie z.B. bei Richard Jenkins finden (Jenkins, 2008), dass es sich bei ethnischen Identitäten um relationale Dynamiken handelt. Abgrenzungsprozesse zwischen Gruppen und kollektive Zugehörigkeiten innerhalb von Gruppen entstehen dynamisch und interaktionistisch, sie sind flexibel und kontextspezifisch. Man kann das auch als „boundary work“ bezeichnen. „Ethnizität“, wenn wir den Begriff denn überhaupt verwenden wollen – wir müssen uns ja immer fragen, welchen Erkenntnisgewinn ein bestimmter Begriff überhaupt bringt –, ist nichts Statisches, was uns – quasi biologisch – anhaftet. Und je nach Kontext können kollektive Identitäten als Stigma oder auch als Ressource fungieren.

Übrigens: Inklusions- und Exklusionsdynamiken entwickeln sich heute entlang einer großen Vielfalt von sozialstrukturellen Merkmalen und gerade nicht nur entlang von ethnischen Zuschreibungen. Dazu gehören: Einkommen, Bildungsabschlüsse, Geschlecht, Alter, Migrationswege, Religionszugehörigkeiten, Aufenthaltsstatus, der rechtliche Zugang zum Arbeitsmarkt, persönliche Netzwerke, lokale Ortsbezüge, usw.usf. Steven Vertovec hat dafür den Begriff der Superdiversität geprägt (Vertovec, 2007). Um es konkret zu machen: Ein junger Softwareingenieur aus Istanbul, der in einem Kölner Start-Up Unternehmen arbeitet, hat vermutlich einen deutlich engeren Alltagsbezug zu einer gleichaltrigen Kollegin aus Stockholm, als zu vielen türkischen Familien, die im Zuge der sogenannten Gastarbeiter-Ära nach Deutschland gezogen sind. Und alle Beteiligten unterliegen ganz unterschiedlichen Ein- und Ausschlüssen in der Stadt.

Noch eine Anmerkung zum Superdiversity Konzept: Hier gibt es m.E. auch eine produktive Überschneidung mit Intersektionalitäts-Ansätzen (Rommelspacher, 2009). Denn diese interessieren sich ja gerade dafür, wie unterschiedliche Marker sich wechselseitig verstärken und zu Formen von Mehrfachdiskriminierung führen – oder sich möglicherweise auch gegenseitig abschwächen. Interessant wäre, das auch noch einmal in sozial-räumlichen Kontexten bzw. ortsspezifisch zu denken.

Dass Gesellschaft heute äußerst vielfältig ist, gilt im Übrigen nicht nur für die Gruppe der Migrant*innen, sondern auch für die Aufnahmegesellschaften. Für die Integrationstheorie ist das allerdings, drittens, ein Problem. Denn die basiert ja gerade auf der Annahme einer mehr oder weniger homogenen Aufnahmegesellschaft. Aber wenn man sich das, etwas polemisch gewendet, einmal für den deutschen Fall konkret überlegt: In welche Leitkultur soll man die Migrant*innen eigentlich rein-integrieren oder gar assimilieren?! In die Hamburger Fussball-Szene? Oder in das Leipziger Bildungsbürgertum? Ins sauerländisch-katholische Kleinstadtleben? Oder in das Duisburger Arbeiter*innen-Milieu, falls es das noch gibt? Moderne Gesellschaften sind

per Definition hochgradig komplex, vertikal und horizontal ausdifferenziert, individualisiert und arbeitsteilig organisiert – darauf weist z.B. Albert Scherr in diesem Zusammenhang hin (Scherr, 2009). Sonst wären sie ja gerade keine modernen Gesellschaften. In der anglo-amerikanischen Debatte ist das ein Stück weit im Zuge der sogenannten Segmented Assimilation Theory verarbeitet worden (Portes & Zhou, 1993), die sowohl von einer Stratifizierung der Gruppe der Migrant*innen ausgeht, als auch von einer durch Klassen und Milieus geprägten und hoch ausdifferenzierten Aufnahmegesellschaft – und auf dieser Grundlage versucht, unterschiedliche Integrationspfade zu erklären.

Viertens, kommentiere ich die Frage von Segregation und Netzwerken: Neuere Netzwerkforschungen, wie sie beispielsweise Mario Small in Harvard betreibt oder Talja Blokland an der HU Berlin, zeigen, dass viele Annahmen über die berühmt-berüchtigte „gesunde soziale Mischung“ empirisch kaum haltbar sind. Ich will hier nur zwei Aspekte ansprechen: Empirische Studien in US-Großstädten auf der Basis der statistischen Auswertung mehrerer hundert Millionen Geodaten, die über soziale Medien generiert wurden, zeigen, dass es keine signifikanten Unterschiede entlang des Merkmals Migrationshintergrund gibt, was die Mobilität unterschiedlicher Gruppen im Stadtraum angeht (Wang, Phillips, Small, & Sampson, 2018). Die Vorstellung, dass Menschen in segregierten Nachbarschaften abgeschnitten und isoliert von anderen Orten in der Stadt leben, scheint zumindest im US-Kontext heute empirisch nicht haltbar; allerdings gibt es Unterschiede im Hinblick darauf, wer mit wem wo in Kontakt kommt. Hier werden „race“ und „class“ dann durchaus relevant. Für Deutschland gibt es dazu meines Wissens noch keine vergleichbaren Studien. Daran schließt die interessante Frage an: Was machen die Menschen denn an den verschiedenen Orten in der Stadt? Und wo finden eigentlich die relevanten Interaktionen statt, durch die bedeutungsvolle Netzwerke entstehen? Bedeutungsvoll im Bourdieuschen Sinne, indem sie zur Bildung von sozialem Kapital beitragen. Auch hier kann die aktuelle Netzwerkforschung interessante Hinweise geben: Sie legen nahe, dass Netzwerke kontextspezifisch entstehen, und dass es Organisationen im weitesten Sinne sind – Kindergärten, Schulen, aktivistische Gruppen, Nachbarschaftszentren, Sportvereine, usw. – an denen sich Beziehungen zwischen Menschen, die sich vorher nicht kannten, herausbilden, in denen dann relevante Informationen über Ressourcen vermittelt werden. Aus Sicht der Ungleichheitsforschung – ich benutze absichtlich nicht den Integrationsbegriff, weil es mir hier um Inklusion und Exklusion geht – ist also weniger interessant, ob eine Straße oder eine Nachbarschaft mehrheitlich von einer bestimmten „ethnischen“ Gruppe bewohnt wird, sondern in welchen Organisationen unterschiedliche Menschen sich treffen. Dabei geht es weniger um die Idee des „urban village“, wie wir es bei Herbert Gans finden, noch um Simmels „anonyme Großstadt“, sondern gerade auch um die flüchtigen Kontakte und Beziehungen (Blokland & Nast, 2014).

Wer dagegen nach einem stärker polit-ökonomisch geprägten Fokus auf Stadt und Migration sucht, wird unter anderem in der Re-scaling Debatte fündig. Auch hier haben sich in den vergangenen Jahren neue Ansätze entwickelt. Jenseits des nationalstaatlichen Container-Denkens fragen sie danach, welche Rolle Migration – und Migrant*innen als Akteure – für die Restrukturierung von Räumen auf unterschiedlichen Maßstabsebenen spielt: auf lokaler, regionaler und globaler Ebene (Glick-Schiller & Çağlar, 2010).

Schließlich noch ein Nachtrag zum Thema Integration: Mit dem Konzept der Postmigration hat sich in den vergangenen zehn Jahren eine ausgesprochen produktive Gegendebatte entwickelt. Den Vertreter*innen, wie z.B. Naika Foroutan, geht es gerade nicht darum, wie sich „die Migrant*innen“ in die deutsche Gesellschaft integrieren

können (Foroutan, 2016). Stattdessen wird festgestellt, dass Migration schon immer ein Teil dieser Gesellschaft gewesen ist und es um die Anerkennung dieses Umstands geht. Damit ähnelt der postmigrantische Ansatz ein Stück weit der Debatte um die interkulturelle Öffnung der Institutionen (Terkessidis, 2010). Dort wird ja gefordert, dass sich Kindertagesstätten, Schulen, die Polizei oder auch Ämter und Behörden an die sich verändernde demographische Realität anpassen müssen – und nicht umgekehrt. In der Postmigrationsdebatte geht es allerdings noch stärker um Fragen von Anerkennung und Repräsentation und die Konflikte darum. Nicht umsonst hat der Begriff seinen Ursprung in der Kunst-, Kultur- und Theaterszene: Gerade die Biographien und Erzählungen der zweiten und dritten Generation der sogenannten Gastarbeiter*innen – die ja selbst gar keine Migrationserfahrung haben, aber immer als Migrant*innen gelabelt werden – sollen endlich ihren legitimen und „ganz normalen“ Platz in der deutschen Gesellschaft erhalten. Ähnlich wie in der Debatte um die „Autonomie der Migration“, werden Migrant*innen hier als eigenständige Akteure konzipiert, die Gesellschaft und gesellschaftlichen Wandel prägen. Auch das unterscheidet diesen Ansatz von anderen. In den stärker stadtspezifischen Beiträgen, wie z.B. von Erol Yildiz, wird dabei das kreative und innovative Potential migrantischer Kulturinitiativen betont (Yildiz, 2017). Dass viele Städte dies längst für sich entdeckt haben und die migrantische Kulturszene im Zuge von neoliberalen Wettbewerbs- und Brandingstrategien gern für sich vereinnahmen, bleibt dabei in der Postmigrationsdebatte allerdings oft unterbeleuchtet.

Solidarische Stadtbewegungen

Ich möchte die verbleibende Zeit nutzen, um noch einmal speziell auf die Rolle der Städte und Kommunen im Kontext der europäischen Grenzpolitik einzugehen. Hier hat sich in jüngster Zeit etwas entwickelt, was weitgehend quer zu den bislang vorgestellten Ansätzen liegt: Die Solidarity City (Kron & Lebuhn, 2018).

Viele europäische Städte haben angefangen, sich aktiv gegen die brutale Abschottungspolitik der EU und gegen den dramatischen Rechtsruck auf nationaler Ebene zu positionieren. Zum einen erklären sich Städte wie Palermo, Neapel, Ravenna, aber auch Barcelona, Berlin und Köln bereit, Geflüchtete aufzunehmen – und zwar an ihren konservativen nationalen Regierungen vorbei. Zum anderen versuchen viele europäische Städte auf lokaler Ebene Maßnahmen zu entwickeln, um Menschen ohne regulären Aufenthaltsstatus oder mit einem prekären Aufenthaltsstatus Zugang zu Rechten und Ressourcen zu gewähren, von denen die nationale Politik sie gerade abschneiden will. Beispielhaft betrifft dies die Verhinderung von Abschiebungen, den frühzeitigen Zugang zu Sprachkursen, den Zugang zum regulären Wohnungsmarkt, zu Ausbildungsplätzen oder auch zum Gesundheitssystem.

Dabei können wir zwei Bewegungen voneinander unterscheiden: Zum einen das 2016 gegründete europäische Städtenetzwerk mit dem Namen „Solidarity Cities“. Zum anderen die aktivistischen Bündnisse, die sich unter dem fast identischen Namen „Solidarity City“ organisieren. Wo top-down und bottom-up Initiativen gemeinsam agieren – und sei es auch nur punktuell und issue-bezogen – entstehen oftmals innovative Lösungen, etwa was den eben bereits erwähnten Zugang zum Gesundheitssystem für Menschen ohne Krankenversicherung angeht. Gerade die Momente von Kooperation zwischen zivilgesellschaftlichen Initiativen und Stadtverwaltungen und der Austausch von Expertise zwischen beiden Sphären sind dabei in der deutschsprachigen Stadtforschung noch wenig erforscht. Auch die Beschäftigung mit der sogenannten Munizipalismus-Bewegung, in der Aktivist*innen gezielt in die Stadtpolitik und Stadtverwaltung gehen, um dort einen Politikwandel

voranzutreiben, wird in der deutschsprachigen Debatte gerade erst zur Kenntnis genommen (Heuser 2017; Vollmer, 2017).

Vorbild für solche Politiken sind die sogenannten Sanctuary Cities, die sich in den USA und Kanada seit den 1980er Jahren gegründet haben. Sie waren unter dem starken Druck der Immigrant Rights Bewegungen entstanden und haben dazu geführt, dass sich viele nordamerikanische Städte und inzwischen sogar ganze Bundesstaaten der restriktiven Grenz- und Migrationspolitik auf Bundesebene verweigern. Drei Elemente lassen sich identifizieren: Umfassende lokale Inklusionsmaßnahmen, z.B. mit Blick auf Mehrsprachigkeit. Ein Kooperationsverbot für die lokalen Verwaltungen und auch für die Polizei mit den Einwanderungsbehörden aus Washington zusammenzuarbeiten; nicht zuletzt soll keine Amtshilfe bei Abschiebungen gewährt werden. Und drittens die Strategie, auf lokaler Ebene keine ausländerrechtlich relevanten Informationen zu erheben, so dass auch keine sensiblen Daten gespeichert und weitergegeben werden können. Konzeptionell lässt sich das gut mit dem Begriff Urban Citizenship – zu Deutsch: Stadtbürger*innenschaft – beschreiben (Hess & Lebuhn, 2014). Die Idee dahinter ist, dass die Zugehörigkeit zur „Stadtgesellschaft“ sich gerade nicht über nationale Bürger*innenschaft oder ausländerrechtlichen Aufenthaltsstatus herstellt, sondern sich aus dem Wohnort und dem materiellen Lebensmittelpunkt ergibt. Folgerichtig wird Migration aus dieser Perspektive auch nicht als Problem und Migrant*innen nicht als Sondergruppe beschrieben. Stattdessen wird gefragt, was Städte, Regionen und Kommunen tun können, um die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben *für alle Anwohner*innen* zu stärken. Egal wo sie herkommen oder wo sie hingehen.

Zusammenfassung

Abschließend lässt sich festhalten, dass die Stadt- und Migrationsforschung seit den 1980er/90er Jahren erheblich in Bewegung geraten ist. Dies verdankt sich vor allem auch den starken migrantischen, anti-rassistischen und bürgerrechtlich bewegten Initiativen, die um Anerkennung, Rechte und Zugang zu Ressourcen kämpfen und damit das wissenschaftlichen Feld in einem sehr produktiven Sinne verunsichert und inspiriert haben. Bedenklich ist dagegen, dass die Auseinandersetzung mit den urbanen Dimensionen rechter und rassistischer Bewegungen – zumindest meiner Wahrnehmung nach – weiterhin eher im Abseits stattfindet. Ich finde, das ist ein wirkliches Problem. In jedem Falle gilt es, über tradierte Konzepte neu nachzudenken und uns auch in den politischen Debatten wissenschaftlich zu positionieren. In diesem Sinne: Ich bedanke mich noch einmal für die Einladung und freue mich auf die gemeinsame Diskussion!

Literaturverweise

- Blokland, T., & Nast, J. (2014). From Public Familiarity to Comfort Zone: The Relevance of Absent Ties for Belonging in Berlin's Mixed Neighbourhoods. *International Journal for Urban and Regional Research (IJURR)*, 38(4), 1142–1159.
- Esser, H. (2001). *Integration und ethnische Schichtung* (Vol. 40). Mannheim: MZES.
- Foroutan, N. (2016). Postmigrantische Gesellschaften. In H. U. Brinkmann & M. Sauer (Eds.), *Einwanderungsgesellschaft Deutschland* (pp. 227-254): Springer.
- Glick-Schiller, N., & Çağlar, A. (2010). *Locating Migration: Rescaling Cities and Migrants*. Ithaca: Cornell University Press.
- Glick-Schiller, N., & Wimmer, A. (2002). Methodological Nationalism and Beyond. Nation-State Building, Migration and the Social Sciences. *Global Networks*, 2(4), 301-334.
- Hess, S., & Lebuhn, H. (2014). Politiken der Bürgerschaft. Migration, Stadt, Citizenship. *sub/urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung*(3), 11-34.

- Heuser, H. (2017) Städte der Zuflucht. Retrieved from:
<https://fluechtlingsforschung.net/staedte-der-zuflucht/> (accessed May 05, 2019)
- Jenkins, R. (2008). *Rethinking Ethnicity*. Thousand Oaks, CA: Sage.
- Kron, S., & Lebuhn, H. (2018). Solidarische Städte: Globale Soziale Rechte und das Recht auf Mobilität. Retrieved from
<https://http://www.rosalux.de/publikation/id/39274/solidarische-staedte-globale-soziale-rechte-und-das-recht-auf-mobilitaet/> (accessed October 9, 2018)
- Portes, A., & Zhou, M. (1993). The New Second Generation: Segmented Assimilation and its Variants. *The Annals of the American Academy of Political and Social Science*, 530, 74-96.
- Rommelspacher, B. (2009). Intersektionalität – über die Wechselwirkungen von Machtverhältnissen. In I. Kurz-Scherf, J. Lepperhoff, & A. Scheele (Eds.), *Feminismus: Kritik und Intervention* (pp. 81-96). Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Scherr, A. (2009). Leitbilder in der politischen Debatte: Integration, Multikulturalismus und Diversity. In F. Gesemann & R. Roth (Eds.), *Lokale Integrationspolitik in der Einwanderungsgesellschaft* (pp. 235-246): VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Simmel, G. (1903). Die Großstädte und das Geistesleben. In T. Petermann (Ed.), *Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung, Jahrbuch der Gehe-Stiftung Dresden, Band 9* (pp. 185-206). Dresden.
- Terkessidis, M. (2010). *Interkultur*. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Vertovec, S. (2007). Super-diversity and its implications. *Ethnic and Racial Studies*, 30(6), 1024-1054.
- Vollmer, L. (2017). Keine Angst vor Alternativen. Ein neuer Munizipalismus. Über den Kongress ‚FearlessCities‘ in Barcelona 10./11. Juni 2017. *sub\urban. Zeitschrift Für Kritische Stadtforschung*, 5(3), 147-156.
- Wang, Q., Phillips, N. E., Small, M. L., & Sampson, R. J. (2018). Urban mobility and neighborhood isolation in America's 50 largest cities. *PNAS*, 30(115).
- Wirth, L. (1938). *Urbanism as a Way of Life*. Chicago.
- Yildiz, E. (2017). Postmigrantische Perspektiven auf Migration, Stadt und Urbanität. In T. e. a. Geisen (Ed.), *Migration, Stadt und Urbanität* (pp. 19-33): Springer.